Tomer Dotan-Dreyfus, 1987 in Haifa geboren, lebt seit 2011 in Berlin und ist als freier Autor, Lyriker und Übersetzer tätig. Er studierte Philosophie und Komparatistik in Berlin, Wien und Paris und schreibt sowohl in hebräischer als auch in deutscher Sprache.
2022 erschien sein Essay-Band »Meine Forschung zum O« (Gans Verlag Berlin), 2023 sein Debütroman »Birobidschan« bei Voland & Quist, der für den Deutschen Buchpreis 2023 nominiert war.

Der Autor bedankt sich bei den Stipendien und Schreibresidenzen, die es ihm ermöglicht haben, an diesem Buch zu arbeiten:

Neustart Kultur der VG Wort 2022, Turmstipendium der Stadt Sulzbach-Rosenberg und des Literaturarchivs Sulzbach-Rosenberg 2024, „Aus der Ferne gesehen – Begegnungen in Brandenburg“ des Literarischen Colloquiums Berlin und des Vereins Temnitzkultur e.V. 2024, LOA Residency 2025, Maison Marcelle 2025.

© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin 2026
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin
info@voland-quist.de
www.voland-quist.de

Lektorat: Helge Pfannenschmidt
Korrektorat: Eva Maria Kirbach
Umschlag- und Satzgestaltung: Guerillagrafik
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen

ISBN: 978-3-86391-415-8

GAVDOS

TOMER
DOTAN-DREYFUS

ROMAN

Für Aviva Ronnefeld (1957–2024),

liebe Freundin, Lehrerin, Gesprächspartnerin, Künstlerin.
Du bist unsterblich – ganz gleich, was die Expert*innen sagen.

»Es wird keine neuen Generationen geben. Wir sind die letzte Generation. Wir werden die Geburt von Menschen, die sterblich sind, nicht zulassen. Sie werden nicht gebraucht.«
A., einer der Pythagoräer von Gavdos

»Das Mögliche wurde versucht und ist gescheitert. Jetzt ist es an der Zeit, das Unmögliche zu versuchen.«
Sun Ra zugeschrieben

»Denn unsterblich in Tönen lebt fort, was ein Mund kunstvoll erzählt hat.«
Pindar, Isthmische Ode

1

Auf dem Klo der Fähre riecht es genauso, wie man sich das bei einem Fährklo vorstellt. Ich höre es dreimal kräftig und charismatisch klopfen, jemand ruft etwas auf Griechisch.

»I'm sorry«, entschuldige ich mich und lüge: »Just a minute.«

Später sitze ich mit einer Flasche Bier an Deck, ein aufgeschlagenes Buch liegt vor mir. Ich schaue konzentriert auf die Wörter, aber keines schafft es durch den Nebel in meinen Kopf. Immerhin, ich gebe ein schönes Bild ab: junger Mann, Brille, schwarzer Rollkragenpulli, lesend. Würde man sich das Buch jedoch genauer anschauen, fiele dieses Bild eines Intellektuellen sofort in sich zusammen. *Die Landschnecken der griechischen Insel Gavdos*, verfasst von einem Herrn Welter-Schultes, ist wahrscheinlich der langweiligste Text, der jemals über diese Insel geschrieben wurde – und die Konkurrenz ist groß.

Hinter mir höre ich die Stimme des Mannes von vorhin. Nun bestellt die Stimme einen griechischen Kaffee an der Bar und setzt sich neben eine Frau, die Englisch mit ihm spricht. Erstaunlich, dass ein so charismatisches Klopfen von einem so dünnen Mann kommen kann. Eine seiner Hände liegt auf der Schulter seiner Freundin, die andere hält eine Gitarre. Die Freundin soll die Saiten anschlagen, er greift die Akkorde. Sein Kopf dreht sich in Erwartung der Reaktion anderer Frauen wie ein Periskop. Wenn eine lächelt, ruft er: »Come on, sit with us«, während die Freundin ihre Lippen zu einem erzwungenen Lächeln verzieht. Warum nervt mich das? Warum kann ich nicht einfach in Ruhe über die verdammte Landschnecke lesen?

Das Meer teilt sich vor der Fähre. Das sieht man allerdings nur, wenn man nach hinten schaut. Dort erscheint ein

großes Wassermonster, besiegt, vernarbt. An Deck stehen Stühle und Tische, fast alle voll besetzt, es wird gelacht und gespielt. Am lautesten ist aber das Geflüster eines Paares am Heck. Hinter ihnen nur die griechische Flagge, blau, weiß, Kreuz. Die beiden Männer umarmen sich, wie zwei Liebende, die gerade einen Streit beigelegt haben, einer von ihnen geht langsam weg, lässt den anderen zurück. Der lehnt mit dem Rücken am Geländer, seine Hände in den Haaren, und blickt froh zurück Richtung Kreta, das hinter uns immer kleiner wird.

Ich zünde mir eine Zigarette an und überlege, wie ich meine Reportage für *Die Zeit* beginnen soll. Vielleicht so: »Auf den uralten Wellen eines uralten Meeres schwankt ein Schiff zwischen den Inseln.« Quatsch. Kitschiger geht es nicht. Ich blicke mich um und suche nach einem Opfer, nach jemandem, den ich als Ausgangspunkt für meinen Text beschreiben kann.

Die Frau, die mir gegenübersitzt, lächelt und lädt mich ein, neben ihr Platz zu nehmen. War sie schon die ganze Zeit hier? Die Sonne fällt mit ihrer ganzen Hitze auf unsere Köpfe. Die Frau schaut mich an. Hinter der Sonnenbrille ist ihr Blick schwarz und roh. Sie öffnet ihre von der Sonne trockenen Lippen, und für eine Sekunde scheint es, als ob ich ihre Gesten doch richtig interpretiert habe. Dann sagt sie etwas auf Französisch, und bevor ich antworten kann, dass ich kein Französisch spreche, kommt ein Mann aus dem Restaurant auf sie zu, mit zwei Eis und einer Flasche Wasser.

Als demonstrativ Lesender bin ich eigentlich keinen Deut besser als der Gitarrist, denke ich. Buch auf, Augen überall, nur nicht auf dem Buch.

Ich klappe die *Landschnecken* zu und schaue mich ein letztes Mal um.

2

Gavdos ist keine schöne Insel. Nicht schön im klassischen Sinne, meine ich. Als die Fähre in der Bucht anlegt, die sich nur durch das Schild »Hafen« von den anderen Buchten der Insel unterscheidet, steigen alle in Paaren aus, als wäre das die Arche Noah, und ich starre hoch zum Hügel vor mir.

»Excusez-moi«, sagt der französische Freund der französischen Frau, und obwohl ich einen Schritt seitwärts mache, schafft er es, mich zu schubsen.

Ein Busfahrer rennt mit rotem Gesicht auf mich zu und fragt, zu welchem Strand ich wolle.

»Korfos«, antworte ich, und er meint, das koste zwei Euro.

Ich steige in den Bus und fahre gemeinsam mit fünf Jugendlichen zunächst an einen der nördlichen Strände von Gavdos. Der Bus tanzt auf der sandigen Straße, und die Sonne brennt durch die Blechhaut auf uns herab. Nach ein paar Stationen bin ich mit dem Fahrer allein, wir fahren weiter über die Sandstraßen der Insel. Er spricht, ich nicke. Am östlichen Strand, Korfos, steigt er mit mir aus. Wie sich herausstellt, ist er der Bruder des Mannes der Besitzerin meines Hotels. So viele Genitive, Punkt für mich. Und gar kein so großer Zufall, wenn man bedenkt, dass die Insel gerade einmal vierzig Einwohner hat, von denen zehn keine Einheimischen sind. Genau diese zehn leben in der Kommune, die ich besuchen will.

Der Busfahrer und die Hotelbesitzerin umarmen sich und sprechen miteinander auf Griechisch, das in meinen Ohren immer etwas schneller als andere Sprachen klingt. Ist das abwertend? Ich bin mir nicht sicher. Einmal habe ich eine griechische Freundin deswegen gefragt. Sie wusste es auch nicht. Seitdem behalte ich diese Meinung lieber für mich.

»Efcharistó«, ruft die Besitzerin in Richtung des Busfahrers, und bevor sie sich an mich wendet, verscheucht sie eine Herde Ziegen, die vom Hügel heruntergeschlendert kommt. »Shoo! Shoo!«, sagt sie in der internationalen Sprache des Scheuchens, und dann zu mir: »Die fressen hier alles weg, Entschuldigung. Diese Tiere sind wirklich böse. Ich bin Kelly. Schön, dich kennenzulernen.«

»Hi, ich bin Gilad.«

»Du hast ein Zimmer gebucht, richtig?«

»Ja, genau.«

»Komm, ich zeige dir alles.«

Wir gehen um das kleine Haus herum. Auf der anderen Seite befindet sich die Terrasse, Tische stehen auf einer kleinen Plattform aus Beton, manche auch im Sand. Dort kann man sitzen und sich vorstellen, wie das Meer einem jede Sekunde die Füße wäscht, als würde es darum bitten, bloß nicht seine Fische zu essen.

»Das ist unser Restaurant. Wir haben keine Speisekarte, man kommt einfach kurz in die Küche und schaut nach, was in den Töpfen kocht. Das Fleisch ist in der Regel von Ziegen. Du solltest kein Mitleid mit ihnen haben. Sie zerstören unseren Garten und scheißen die ganze Insel voll, selbst den Strand.«

Sie bedeckt ihren Mund mit der Hand, als hätte sie mir ein Geheimnis erzählt, obwohl es offensichtlich Teil der Vorstellungsrunde für jeden Gast hier ist.

»Außerdem schlachten wir hier seit Jahrzehnten Ziegen. Du wirst mich vielleicht für verrückt halten, aber es werden nie weniger. Wenn du eine Ziege schlachtest, kann es passieren, dass du genau dieselbe Ziege am nächsten Tag wiedersiehst, gesund und munter.«

»Ich habe nicht vor, Ziegen zu schlachten, und Ziegenfleisch zu essen ist für mich überhaupt kein Problem«, entgegne ich mit einem Lächeln.

»Ihre Gesichter sind böse«, sagt sie.

Kelly geht zu einem der Tische, räumt die leeren Teller und das Besteck ab. Dann ruft sie nach ihrem Mann. Wenn ich es richtig verstanden habe, heißt er Telemachos – was für ein ungewöhnlicher Name. Bei den Gästen am Tisch handelt es sich um ein junges Paar mit identischen blonden Frisuren, sie haben schwarze Beutel mit dem Aufdruck »Poetisiert euch!« bei sich. Der herbeigerufene Ehemann lächelt peinlich berührt, nimmt Kelly die Teller ab und bringt sie in die Küche.

»Das ist dein Zimmer«, sagt Kelly, bleibt neben einer Tür stehen und überreicht mir einen Schlüssel. »Wenn du etwas brauchst, bin ich da. Und zwar rund um die Uhr, aber in manchen Stunden bin ich nüchterner als in anderen. Fragen, für deren Beantwortung es Konzentration braucht, stellst du mir besser morgens.«

»Danke, das ist sehr … ehrlich. Ich bin auch neugierig auf den berühmten Raki von Gavdos.«

»Ach! Der gilt nur als so gut, weil man auf der Insel kaum anderen bekommt. Was hast du hier überhaupt vor?«

Als ich das Zimmer betrete, fällt mir sofort der große Balkon auf, dort hat man das Meer direkt vor sich. Meine Finger ziehen automatisch eine Zigarette aus der Packung.

»Was ich vorhabe? Auf dem Balkon rauchen, wenn das in Ordnung ist?«

»Natürlich ist das in Ordnung«, sagt Kelly lachend. »Aber was hast du auf Gavdos vor? Hier gibt's nicht so viele Touristen aus dem Ausland.«

»Ach, das meinst du, entschuldige, ich … ich bin Journalist. Und ich schreibe eine Reportage über eine interessante Kommune, die hier lebt. Kennst du die Pythagoräer?«

Ihr Gesicht wird blass. Habe ich sie verärgert? Dann verschwindet ihr Stirnrunzeln, und sie nickt. »Ja, die kenne ich. Sie leben da oben auf dem Berg. Willst du noch bei uns Mittag essen oder können wir die Küche schließen?«

»Ich komme gleich«, sage ich. Ich weiß nicht, wo ich in der Gegend etwas zu essen bekomme – außer in Kellys Restaurant. Ziegenfleisch also.

Das Mittelmeer. Ich blicke vom Balkon aus darauf, ich spüre dieses Meer in meinen Adern. Ich komme ursprünglich aus einem Land am Mittelmeer, und die Sache mit uns Mittelmeermenschen ist, dass wir uns überall zu Hause fühlen, solange wir es in der Nähe wissen. Nach einem langen Winter in Deutschland tut es besonders gut, wieder seine salzige Umarmung zu spüren.

Im Restaurant ist nicht mehr viel los. Ein Paar mit viel Gepäck, wahrscheinlich auf dem Weg zum Bus des Bruders des Mannes der Hotelbesitzerin. Und an einem Tisch am Strand sitzt eine Frau, die aussieht, als entstammte sie der Wiener Bohème des 19. Jahrhunderts, so, wie sie auf Postkarten aus dieser Zeit abgebildet ist. Ich kann kaum glauben, dass ich diese Postkartensammlung nicht mehr habe. Nora hat die Katze mitgenommen und die meisten unserer gemeinsamen Freunde, okay, aber dass sie auch diese Sammlung … Dabei habe ich viel mehr dazu beigetragen!

Jedenfalls, Wienerin am Strand. In grünem Kleid mit einem großen grünen Hut, der ihr Gesicht vor der Sonne und vor unseren Blicken schützt. Komisches Urlaubsziel für eine, die die Sonne meidet, denke ich.

Nach dem Essen schreibe ich einige Notizen in mein Buch, bevor ich mich noch einmal hinlege, mich ausruhe vor dem großen Abend, an dem ich die Pythagoräer treffen werde. Als ich das Restaurant verlasse, sitzt die Wienerin noch da. Ein Teil von mir wünscht sich, sie morgen zum Frühstück wiederzusehen.

3

Die Pythagoräer leben auf einer Klippe, die man schon vom Strand aus sehen kann. Der Weg dort hoch ist mühsam. Besonders für die, die eine Abkürzung nehmen wollen. Auf der Karte sieht es eindeutig so aus, als gäbe es eine, wenn man bereit ist, die Strapazen eines steilen Anstiegs in Kauf zu nehmen. Und die Bereitschaft dieses (relativ) jungen Journalisten ist groß. Sie hat ihn bereits größere Schwierigkeiten bewältigen lassen.

Unsterblichkeit zu erlangen durch die Ideen eines griechischen Philosophen, der, nun ja – tot ist, und das schon seit geraumer Zeit, das musste ich mir selbst ansehen. In Berlin schießen Longevity-Kliniken wie Pilze nach dem ersten Herbstregen aus dem Boden. In manchen zahlen die Leute Tausende, um sich eine Spritze verabreichen zu lassen, in anderen sitzen sie in einem ruhigen Raum und nehmen eine Tablette ein. In der Kommune hier auf Gavdos gehen sie das Thema anders an. Wenn die Geschichten, die ich gehört habe, stimmen, dann ist die Unsterblichkeit für diese Menschen eine Lebensweise – nicht Mittel zum Zweck, sondern der Zweck selbst. Das ist mir wesentlich sympathischer, als immer wieder auf die Unsterblichkeit hinzuarbeiten, jeden Monat oder alle sechs Monate wiederzukommen, bis man sie erreicht hat. Und was dann? Dann kann man wohl sterben.

Ich ziehe meine besten Klamotten an und schaue in den Spiegel. Ein weißes Hemd, Knöpfe. Eine blaue Weste. Der Spiegel fragt mich ein wenig von oben herab: »Asymmetrischer Kragen? Wirklich?« Aber was wissen Spiegel schon.

Gebügelt habe ich die Sachen nicht, sie wollen ja sicher keine Gebügelten bei sich sehen, sonst würden sie sich nicht seit

zwanzig Jahren auf dieser Insel verstecken. Die braune Hose, die ich dazu trage, soll mir einen intellektuellen Anstrich verleihen. Dass das unglaublich lächerlich aussieht, habe ich in den wenigen Stunden hier auf Gavdos schon kapiert. Bereits in der Sekunde, in der ich die Tür hinter mir schließe, frage ich mich: Welche Bedeutung hat Kleidung überhaupt, wenn man sich für unsterblich hält? Haben sie, die Pythagoräer, ein Konzept von »meinen« Sachen und »deinen« Sachen? Was bedeutet Besitz, wenn man unsterblich ist?

Als ich auf die Terrasse trete, stellt Kelly sich mir in den Weg. »Wo gehst du hin, warum hast du dich so schick gemacht?«

Als ich es ihr sage, beginnt sie zu lachen. »Für die?« Es ist ein so schallendes Lachen, dass sich die anderen Gäste auf der Terrasse zu uns umdrehen. »Nein, Schatz, um die Russen zu beeindrucken, musst du Klamotten tragen, die schon sechs von ihren sieben Leben hinter sich haben!«

»Geh einfach nackt, das wäre besser. So schickimicki, wie du jetzt angezogen bist, nehmen sie dich nicht ernst«, kommentiert Telemachos und nimmt einen Schluck von seinem Tee. Er hat gute braune Augen und einen kurz rasierten weißen Bart. Seine Brust ist behaart und lacht mit ihm zusammen. Das Meer mit seinen Wellen lacht mich ebenfalls aus, ha, ha, ha.

Die Wienerin mit dem riesigen Hut sitzt inzwischen an einem anderen Tisch. Sie legt ihre Zigarette auf dem Aschenbecher ab und klappt eine Seite ihres Hutes nach oben, damit sie mich sehen kann. Sie lächelt. Ich sehe eines ihrer Augen. Nur ein Auge gibt sie mir. Es ist dunkel und gleichgültig. Dann steht sie auf und geht. Ihr grünes Kleid flattert hinter ihr im Wind wie ein Segel.

Nach einigen Minuten bin ich umgezogen und trage die verschwitzten Sachen, die ich schon auf der Fähre anhatte. Ich sollte hier wirklich nicht versuchen, jemanden zu beeindrucken. Nicht so, jedenfalls. Kelly und Telemachos sitzen draußen auf der Terrasse und applaudieren, als ich an ihnen vorbeilaufe.

»Ja ja, sehr lustig«, sage ich mit einem Zwinkern und gehe weiter.

Ein älteres Pärchen sitzt an einem der Terrassentische im Sand. Die beiden sind nackt. Trotzdem schauen sie mich nun an. Ich meide ihren Blick, er hat etwas Angestrengtes. Sie verfolgen meine Bewegungen ganz genau. Begierde tropft aus ihren blauen Augen wie der Saft aus einer stark zusammengepressten Granatapfelhälfte. Sie essen Ziegenfleisch mit Kartoffelpüree, und ich habe das Gefühl, sie würden auch mich gleich mitverschlingen, wenn sie könnten. Nur weiß ich nicht, was ich in diesem Menü wäre: die geschnittene und gekaute Ziege oder das sanft gelöffelte Püree.

So oder so tue ich so, als hätte ich ihr »Good evening, young man« nicht gehört, und während die Sonne noch den Berghang beleuchtet, folge ich der gepflasterten Straße vom Strand bis zum Anfang eines Sandweges, der in den lichten mediterranen Wald führt und mich laut meiner Karte zum Dorf Vatsiana oben auf dem Berg führt.

4

Zunächst muss ich ein Stück hinabsteigen und ein kleines Tal durchqueren. In diesem Tälchen stehen einige vertrocknete Holzklötze, krumm und märchenhaft. Dazwischen etwas, das im Winter wahrscheinlich ein Bächlein ist, jetzt aber nur eine mit Kiefernnadeln gefüllte Rinne in der trockenen Erde. Die Holzklötze sehen aus wie Kreaturen aus der Mythologie, die